

# MÄNNLICH, 29 BIS 40 JAHRE ALT,

# MEIST ALKOHOL IM SPIEL

*Kühlpack drauf und fertig? Immer mal wieder wird über gewaltsame Übergriffe gegen Rettungskräfte berichtet. Doch schnell ist das Thema verschwunden. Versuch einer Annäherung.* Von Frank Keil



Philipp Bachmann setzt sich so, dass er die Anzeigentafel über der Tür stets im Blick hat: bestehend aus drei Feldern, eines davon ist gerade hell erleuchtet. Was also anzeigt, dass einer der drei Rettungswagen im Einsatz ist, die auf der Wache in Hamburg-Altona stationiert sind, bei der eine Schicht mit 24 Rettern besetzt ist, samt Löschzug sowie dem Großraumrettungswagen für Großschadenslagen. Bachmann ist seit sieben Uhr früh im Dienst – es wird sieben Uhr früh anderentags werden, bis er sich wieder umziehen und dann nach Hause gehen kann; zweimal in der Woche ist das normalerweise der Fall. «Der Job macht immer noch Spaß, auch wenn er manchmal schwierig ist», sagt er.

Und ja, er würde sich wieder für diesen Beruf entscheiden. Nur, dass er sich diesmal gleich für den Höheren Dienst bewerben würde, statt den langsamen und nicht so ganz einfachen Aufstieg über den Mittleren Dienst zu wählen. Aber er hat damals vor dem Abitur abgebrochen, hat stattdessen eine handwerkliche Lehre absolviert (Möbeltischler), Voraussetzung, um sich zum Feuerwehrmann ausbilden zu lassen; denn das mochte er schon immer, Menschen helfen, war entsprechend bei der Jugendfeuerwehr, bei der Freiwilligen Feuerwehr. Absolvierte noch eine Ausbildung als Rettungsassistent, mittlerweile unterrichtet er an der Hamburger Feuerwehrakademie. Er kennt sich also aus im Metier.

Und so wird er des Öfteren gebeten, sich zur Verfügung zu stellen, wenn die Öffentlichkeit etwas über die Situation der Feuerwehrleute und Rettungskräfte in der Metropole Hamburg wissen will, jenseits der vorgestanzten und in der Regel beschwichtigenden Auskünfte der behördlichen Pressesprecher. Gibt Auskünfte, wenn man wissen will, ob etwas dran ist an der

Wahrnehmung, dass immer mehr Übergriffe gegen Feuerwehrleute und Sanitäter begangen werden, auch wenn die amtlichen Zahlen und behördlichen Statistiken dies nicht zu bestätigen scheinen, sondern im Gegenteil von einem zahlenmäßig gleichbleibendem Problem erzählen – inklusive der abschließenden Bemerkung, dass man das Problem erkannt, es im Blick und damit im Griff habe.

«Grundsätzlich hat der Bürger immer noch Respekt vor unserer Arbeit, und der Beruf des Feuerwehrmanns ist auf der Liste beliebter Berufe immer noch auf Platz eins, gefolgt von Ärzten und Polizisten. Aber man muss sagen, dass in den letzten Jahren schon vermehrt festzustellen ist, dass eine zunehmende Respektlosigkeit um sich greift; Respektlosigkeit, weil wir zum Teil auch als Staatsmacht angesehen werden», sagt er und schlägt die Beine übereinander.

Er sagt: «Männlich, zwischen 29 und 40 Jahren alt, und meistens ist Alkohol im Spiel.» Das seien gewissermaßen die Grundkomponenten derer, die plötzlich auf die Idee kommen, Rettungskräfte wie ihn zu beschimpfen, zu bespucken, zu schubsen oder auch mit handgreiflicher Wucht auf sie loszugehen. Er sagt: «Dass eine Frau aus der dritten Reihe mit einer Flasche nach den Einsatzkräften wirft, ist bisher nicht dokumentiert worden.»

Er wird später beim Rundgang durch die Wache den kleinen schmalen Raum zeigen, in dem sich bis zu drei Diensthabende des Nachts schlafen legen können, bis sie der Alarm aufweckt und sie zu den Fahrzeugen spurten. «In der Nacht von Freitag auf Samstag, da braucht man sich hier gar nicht erst hinzulegen», wird er sagen. Da ginge es in einer Tour raus in die Vergnügungsviertel der Stadt, besonders nebenan auf die Reeperbahn. Wobei es in einer Großstadt wie Hamburg die Tendenz gebe, dass das Wochenende schon am Donnerstagabend starte.

Ein Beispiel nur, um zu skizzieren, wie die Lage sei, nämlich das der bekannten Junggesellenabschiede, wo Gruppen junger Männer um die Häuser des Kiezes ziehen: «Es wird viel getrunken, und irgendwann liegt einer von ihnen komatös da. Wir werden dann gerufen, wobei man fragen könnte: Warum lassen die Leute es überhaupt zu, dass einer von ihnen so schwer betrunken wird, dass er in eine lebensbedrohliche Situation gerät? Aber das lasse ich jetzt mal außen vor. Jedenfalls: Wir kümmern uns um den Mann, der in der Regel nicht mehr ansprechbar ist, legen ihn auf die Trage, gurten ihn fest, schieben ihn in unseren Wagen und fragen dann, wer von den Jungs mit ins Krankenhaus will; aber nicht selten ist die Antwort: «Nee, lass mal, wir gehen lieber weiter feiern.» Und sie überlassen den jungen Mann, der noch eben vermutlich ihr bester Kumpel war, seinem Schicksal. «So geht das», sagt Bachmann. Sei kein Einzelfall, leider nein.

«Der Werteverfall», sagt Philipp Bachmann – und er weiß, dass das jetzt etwas sehr pauschal und allgemein und vielleicht auch ein wenig sehr hilflos klingt, dieser Ausflug in die Welt der Gesellschaftsanalyse.

In Hamburg, um gedanklich wieder vor Ort zu sein, denn Philipp Bachmann hat jetzt gleich Dienstbesprechung und will natürlich noch seine Wache zeigen, auf die er zurecht nicht wenig stolz ist, die Rutschstangen etwa, die aber kaum benutzt werden, weil auch im Notfall meist genug Zeit bleibt, die Treppe zu nehmen, oder das neue Einsatzfahrzeug für eine halbe Million Euro, das seit neuestem in der Fahrzeughalle steht (robuste Technik trifft auf moderne Elektronik) für jeden erdenklichen Notfall – in Hamburg hat jüngst eine junge Frau für viel Wirbel in der Einsatzhelferszene gesorgt: Die 28jährige Diplom-Juristin Janina Lara Dressler hat für ihre Dissertation in Berlin,

Köln, München und eben Hamburg fast 1700 Rettungskräfte befragt, ist am Ende auf 25 Wachen vor Ort gewesen. Bezogen auf die Hansestadt kommt sie in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass ihr die hier befragten knapp 490 Einsatzkräfte hinsichtlich des vergangenen Jahres von 1600 strafrechtlich relevanten Übergriffen berichteten. Amtlich verzeichnet die Hamburger Kriminalstatistik gerade mal 45 Fälle.

«Ich weiß nicht ob, diese Zahl von 1600 Fällen stimmt, aber es können nicht die behördlich festgestellten 45 Fälle sein, denn das wären ja bei rund 250 000 Rettungseinsätzen im Jahr, die wir haben, gerade mal 0,02 Prozent aller Einsätze; das wäre weniger als der Bundesdurchschnitt – und Hamburg ist eine Großstadt mit 1,8 Millionen Einwohnern», sagt Philipp Bachmann.

Er kennt zugleich den zweiten Komplex, den Janina Lara Dressler mit ihrer Studie aufgreift und mehr als berührt: Die Rettungskräfte melden entsprechende Vorfälle kaum mehr ihren Vorgesetzten. Und: Sie zeigen die Täter entsprechend nicht an. Aus Erfahrung.

Philipp Bachmann erzählt: «Der Meldeweg ist schwierig. Man setzt sich hin, schreibt ein Protokoll, schreibt eine Anzeige – und hört dann meist staatsanwaltschaftlich nie wieder was.» Und frage sich: «Warum soll ich mir also die Arbeit machen?» Und erzählt, dass viele Kollegen, die während eines Einsatzes beschimpft, bepöbelt oder bespuckt, aber (noch) nicht körperlich allzu direkt angegriffen werden, abwinken, wenn sie zurück auf der Wache seien: So sei das eben heute – da draußen. Und Janina Lara Dressler zitiert die Aussage eines Feuerwehrmannes: «Nach einem Faustschlag ins Gesicht heißt es: Kühlpack drauf, fertig.»

Bezogen auf ihre Gesamterhebung in den vier Städten ergibt sich dieses Bild: 300 der befragten knapp 1700 Retter hätten nach Übergriffen eine Strafanzeige gestellt, die in lediglich 90 Verfahren mündeten, von denen neun mit einer Verurteilung endeten.

Und nun? «Kurse in Gesprächsführung, Workshops in Deeskalation, das Entwickeln von Worst-Case-Szenarien bis hin zur Selbstverteidigung», schlägt Philipp Bachmann vor – und in diese Richtung würden sie an der Feuerwehrakademie nicht nur denken, sondern zunehmend auch planen. Eine Art mentales Nachrüsten also. Oder handfestes Ausrüsten, wenn man die Forderungen der Berufsverbände der Feuerwehren etwa nach stichsicheren Westen betrachtet.

Philipp Baumann holt zum Schluss noch kurz sein Funkgerät und weist auf einen kleinen, unscheinbaren, roten Knopf: «Ist man für einen Einsatz in einer Wohnung und drückt man den, dann geht da niemand mehr rein. Dann ist Alarm, dann ist ganz großer Bahnhof, bis hin zum MEK.» Das komme fast nie vor. Also zwei, drei Mal im Jahr.

PS: Dass Janina Lara Dressler so beherzt und engagiert zur Sache in ihrer Studie geht, dürfte einen ganz eigenen Grund haben: ihr Vater ist Feuerwehrmann.

Frank Keil ist freier Journalist in Hamburg, viel recherchierend unterwegs und schreibt Reportagen, Porträts und Rezensionen für verschiedene lokale und überregionale Zeitungen und Magazine. [www.keilbuero.de](http://www.keilbuero.de)

Foto: Frank Keil